



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Kaffrischer Aberglaube.

---

Innern zuvor mit einem der Hauptzeugnisse angefüllt worden war, nämlich mit vielen Hunderten von Brodelässen, die zeitweise ein „köstliches Aroma“ verbreiteten.

Nach 2½ Tagen landeten wir in Patras, der drittgrößten Stadt Griechenlands, wo der hl. Apostel Andreas des Märtyrertodes gestorben ist. Darauf fuhren wir längere Zeit hart an der Küste Griechenlands dahin, so daß die griechischen Inseln Ithaka und Kephalonien links blieben. Am anderen Tag kamen wir wieder nach Brindisi, der bekannten italienischen Hafenstadt. Es war Samstag, der 20. April 1912, morgens 5 Uhr. Damit hatte unsere Seefahrt mit ihren Leiden und Freuden ihr Ende erreicht. Von hier aus sollte der Weg in die Heimat nur mehr per Eisenbahn zurückgelegt werden.

Am 11. Uhr mittags begann eine ununterbrochene zwanzigstündige Fahrt. Um die Mitternachtstunde passierten wir Neapel, so daß wir von der schönen Stadt

Doch nicht der Freyler erfreut sich solchen übernatürlichen Schutzes, sondern bloß der Gute, der Gesetstreue, der gewissenhaft alle Ueberlieferungen der Väter hält. Er hält sie, desgleichen alle seine Frauen, deren er eine beträchtliche Anzahl hat. Keine darf es wagen, mitten zwischen den einzelnen Hütten über den freien Platz zu gehen, sondern muß sich stets bescheiden auf der Seite, gegen die Umzäunung zu, halten. Doch gilt dieses Gebrüder nur für die jüngeren, neuverheirateten Frauen, solange eine noch nicht zwei Kinder hat. Hat sie ihren Gatten mit einem zweiten Sproßling beschenkt, so hört diese lästige Beschränkung auf. Andere Verbote dagegen bleiben in Kraft. So darf z. B. in der Hütte des Großweibes keine der jüngeren es wagen, mit lauter Stimme zu reden oder auf Befragen eine Antwort zu geben. Warum nicht? Aus Respekt vor dem Großweib? Keineswegs, sondern aus Ehrfurcht vor den dort hausenden



Der Marienbaum bei Heliopolis in Aegypten.

am Meere nichts sahen als Nacht und Nebel. Sonntag, den 21. April, morgens 7½ Uhr, waren wir in Rom, der Hauptstadt Italiens und der katholischen Christenheit. (Schluß folgt.)

### Kassirischer Übergläub.

Von Schwestern M. Amata, C. P. S.

Missionsstation Citeaux. — In der Nähe unserer Station wohnt ein gewisser Umlulen Madhla, ein Strohheide. Wenn irgend einer mit peinlicher Treue und Gewissenhaftigkeit an den altüberlieferten Sitten und Gebräuchen der Väter festhält, so ist es Umlulen. Hier nur einige Beispiele:

Allabendlich besprengt er die einzelnen Strohhütten seines Kraales mit einer geheimnisvollen Flüssigkeit, die ihm ein berühmter Kafferndoktor um teures Geld zubereitet hat. Diese „Medizin“ schützt den Kraal und seine Bewohner gegen die schädlichen Eindringlinge übergesinnter Zauberer und der von ihnen gerufenen bösen Geister. Zur Frühlingszeit, wenn die ersten Gewitter aufzucken, kommt eine eigens präparierte Medizin an die Reihe; sie schützt gegen Blitz und Ungewitter.

Geister. Aus demselben Grunde ist es verboten, dort aufrecht zu stehen. Kommt ein Fremder und bleibt er zufälligerweise stehen, so wird ihm sofort bedeutet, daß in dieser Hütte ja eine Haltung nicht geduldet werden könnte.

Hat jemand an der Feuerstelle Holz zurecht gelegt und angezündet, so ist es ihm nachher nicht mehr erlaubt, ein Stückchen Holz so ohne weiteres auf die andere Seite zu legen, damit es besser brenne, sondern er muß vorher kräftig darauf trudeln. Unterläßt er das, so ist das eine grobe Respektlosigkeit gegen die Geister der Vorfahren, die hier zugegen sind, und die so was nie ungestraft dulden werden.

Besondere Ehrfurcht geziemt auch der Zibaya, dem Vieh kraal. Keine Frau darf sich dort blicken lassen, selbst wenn sie schon drei und vier Kinder hätte. Dem Großweib allein steht der Zutritt offen, was als ganz besondere Auszeichnung angesehen wird. Braucht ein anderes Weib Kuhdung, um den Boden ihrer Wohnstätte frisch zu streichen, oder sonst etwas, was allein in der Zibaya zu finden ist, so muß sie ein Kind dorthin schicken, das Gewünschte zu holen.

Vor zwei Jahren starb Dobokane, der Vater Umlulen. Natürlich wurde er streng nach altheidnischem

Kaffernritus begraben, und die Begräbnisstätte ward hoch in Ehren gehalten. Niemand durfte in ihrer Nähe laut reden, noch viel weniger durften sich dort zwei Personen begegnen. Kamen zufällig Leute aus zwei verschiedenen Richtungen einander entgegen, so wichen sie eilist vom Wege ab, um ja nicht an der Grabstätte Dobokanes zusammenzutreffen. Streng verpönt war es auch, vom Grabe irgend etwas wegzunehmen, wäre es auch nur ein harmloser Grasbüschel gewesen. Hätte es einer dennoch getan oder gar gewagt, das Gras zu verbrennen, so hätte er als Sühne eine Ziege hergeben müssen, und im Weigerungsfalle hätte der Häuptling eine zweite Ziege, und zwar eine von schweißer Farbe, verlangt.

Inzwischen nahte der Jahrestag des Hinscheidens Dobokanes. Er brachte für Umfuleni eine neue Pflicht. Es galt, den Geist des geliebten Vaters in den heimatlichen Kraal zurückzurufen, damit er dort als freundlicher Schutzpatron weile und alles mit seinem Segen erfülle. Nach der festen Überzeugung des heidnischen Kaffern verwandelt sich nämlich das Rückgrat eines verstorbenen Kraalbesitzers in eine Schlange, und in diese Schlange hinein fährt sein Geist. Glücklich nun, wenn es gelingt, so eine Schlange in einen Kraal hineinzulocken. Das kann natürlich nur durch viele geheimnisvolle Zeremonien geschehen. Umfuleni ging nach alterprobter Weise folgendermaßen zu Werke:

Er suchte im hintersten Winkel seiner Hütte einen gut versteckten Speer, der nur für eine hl. Opferhandlung gebraucht werden durfte, ging damit zu seiner Herde, suchte hier den größten und stettesten Ochsen aus, pries laut die Tugenden und Heldenatate Dobokanes, seines verstorbenen Vaters und versetzte sodann dem Tier den Todesstoß. Schnell wie der Wind trieb er die von Blut triefende Spitze des Speeres in einen Maiskolben und verbarg das Ganze wieder in seiner Hütte. Der Speer darf vom Blute des Opfertieres erst gereinigt werden, wenn von jenem kein Stückchen Fleisch und kein Knochen mehr übrig ist. Die Knochen des Tieres müssen nämlich verbrannt werden; streng verpönt ist es, den Knochen eines Opfertieres zu brechen oder gar zu profanen Zwecken zu verwenden.

Beim Zerlegen des Tieres schneidet der Opfernde zuerst einen Streifen Fleisch aus, von den Kaffern insonyama genannt, desgleichen alles Fleisch oberhalb der Hüftenknochen und einige Sehnen. Diese Teile hängt er im finsternsten Winkel seiner Hütte als Opfergabe für die Geister der Vorfahren auf. Auch ein Rauchwerk muß unter dieser Spende dargebracht werden. Zu genanntem Zweck nimmt der Hausherr die Klauen des Ochsen, die Galle und einige Sehnen, tut noch einige geheimnisvolle Kräuter dazu und verbrennt dann das Ganze gerade unter dem aufgehängten Opfersleisch. Mitten in dem Rauch und Qualm versammeln sich dann die Geister und laben sich an der ausgerlesenen Spende. Diese Opfergabe bleibt drei Wochen in der Hütte hängen.

Dies alles hatte Umfuleni aufs genaueste erfüllt. Da fügte es sich, daß während der genannten drei Wochen eine harmlose giftfreie Schlange in die Hütte kam und sich langsam zu dem aufgehängten Opfersleisch hinaufwand. Wer war nun glücklicher als Umfuleni! Diese Schlange war offenbar der Geist seines Vaters Dobokane. Er hatte das Opfer angenommen, war als Schutzgeist in die Hütte eingefehrt, und somit konnte es an alleitigem Glück und Segen nicht mehr fehlen.

Jetzt wurde das Opfersleisch verzehrt und der Speer vom Blute gereinigt. Die Hörner des Opferstieres aber

befestigte man oben auf dem Hüttenbach, bestimmt jedes Unheil schon von ferne abzuwehren.

Umfuleni ist in seiner Art ein guter, achtungswürdiger Mann. Gebe Gott, daß er noch den Weg zum wahren Glauben finde, und daß er dann die hl. Vorschriften der Kirche ebenso treu und pünktlich halte, wie gegenwärtig die Gebräuche seines heidnischen Aberglaubens!

### Gesiegt nach hartem Streite.

(Schluß.)

Wieder waren mehrere Jahre vergangen. Maitsh kam zwar mit seinem Weibe noch immer zum sonntäglichen Gottesdienst, doch mehr aus äußerem Gründen, weil das allmählich so zum guten Ton gehörte, und um Xaver, seinen einzigen Sohn, zu besuchen. Der Genußnugung nach war er noch immer ein halber Heide, und daher konnte von seiner Taufe keine Rede sein.

Um so Besseres und Löblicheres können wir von unserm Xaverius berichten. Er war zu einem braven, strammen Jungen herangereift und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Der Vater Missionar hielt mit Recht hohe Stücke auf ihn, und auch sein Vater hatte ihn überaus lieb. Nur das Eine tat ihm leid, daß Xaverius noch immer auf der Missionsstation weilte, obwohl er längst der Schule entwachsen war. Der brave Jüngling hatte eben bei den Missionaren eine zweite Heimat gefunden und arbeitete da im Garten und Feld um geringen Lohn; in den elterlichen Kraal zurückzukehren, konnte er sich nicht entschließen, solange der Vater so geringe Liebe zur christlichen Religion zeigte.

Als er sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte, mußte er allmählich daran denken, die zehn Ochsen aufzubringen, die nach kaffrischer Sitte als Preis für die Erwerbung einer Braut festgesetzt sind. Mit Zustimmung des Vater Missionars begab er sich daher nach Pietermaritzburg, der Hauptstadt Natal, wo einerseits günstige Lohnverhältnisse waren und wo er andererseits seinen religiösen Verpflichtungen bequem nachkommen konnte. Leider wurde er dort nach wenigen Monaten schwer krank. Der Typhus hatte ihn erfaßt, und in seinen Fieberträumen redete er nur noch von seinem lieben Czenstochau und dem Vater Missionar und von seinem Vater. Sein junges Leben schwiebte in höchster Gefahr.

Man denke sich den Schrecken des Vaters, als er von der schweren Erkrankung seines Sohnes hörte! Wie, sollte er auch noch sein letztes Kind verlieren? Der arme Mann war ganz gebrochen und fragte in höchster Beßürzung den Vater Missionar, was er nun tun solle. Dieser gab ihm den Rat, zu seinem kranken Sohne zu eilen und ihn, falls er noch lebe und transportfähig sei, hieher nach Czenstochau zu bringen, um ihn der Pflege des Bruders Eduard zu übergeben. Zu gleicher Zeit ermahnte er ihn, auf Gott zu vertrauen und fleißig zu beten. Gott könne alles wieder gut machen, aber er, der Vater solle nun endlich auch andere Wege einschlagen und sich wahrhaft, aus innerstem Herzensgrunde zum Herrn wenden und nicht mehr länger zwischen Heidentum und Christentum unschlüssig hin- und herzschwanken.

Diesmal schlugen seine Worte ein. Maitsh versprach alles; ja, er wollte beten, in die Kirche gehen, ein wahrer, eifriger Christ werden, alles wollte er tun, wenn ihm nur der liebe Gott seinen einzigen, vielgeliebten Sohn wieder schenke. Dann eilte er nach Hause und begab sich in Begleitung eines Verwandten nach Marizburg, das gute zwei Tagreisen von Czenstochau entfernt